

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 14 (1924)

**Heft:** 39

**Artikel:** Die Bauern-Visitenstube

**Autor:** Rollier, Arist

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-644077>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 27.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Stahl an und hielt die Klinge gegen das Licht; dann warf er das Stück auf die Wage und erklärte nach einem verächtlichen Pfifflein: „Leicht ist's wie Papier, nicht viel wert. Was soll ich sagen?... Zwei, meinewegen noch einen halben...“

In diesem Augenblick knarrte die Ladentür, und ein kerzengerader, stattlicher Herr in der Tracht der Vornehmen trat ein. Er schien hier heimisch zu sein und namentlich die Ede mit den Waffen genau zu kennen. blitzschnell machte er mit lebhaften Augen die Runde; dabei fiel sein Blick auf die Wagschale: „Was habt Ihr da, Meister Dürig? Ach — das ist hübsch ziseliert... paßt mir in meine Sammlung... Was soll es kosten?“

„Der Handel ist noch gar nicht perfekt, Herr Oberamtmann; das Dölklein gehört der Frau da...“

Ganz betroffen und mit einem eigentümlich scharfen Richterblick schaute der Patrizier Mädeli an und fragte gleich, wie vorhin der Verkäufer: „Wie kommt Ihr zu dem Ding da?“

Der guten Guggisbergerin stak die Ehrfurcht vor einem Oberamtmann so tief im Blute, daß sie ihre Lüge nicht zu wiederholen wagte, sondern errötend und mit niedergeschlagenen Augen eine rückhaltlose Beichte ablegte: Wie der Toggeli sie gern gehabt, wie er in der Fremde verdorben sei, wie der Dolch ein letztes Andenken bedeute, wie sie jetzt den Kari habe und ein Küsseli gottlob gesunder Kinder und ein verschuldetes Berggütlein.

Als die Erzählung beendigt war, wollte Dürig behutsam das Wasser auf seine Mühle reissen und machte den Vorschlag: „Ich will sehen, ob ich mit der Frau handeln kann; sie soll bekommen, was recht ist. Vielleicht geruht der Herr Oberamtmann morgen wieder...“

Dieser aber kannte das Füchslein hinter dem Ladenstisch und rief lebhaft: „Das sind Flausen... jetzt wird fertig gemacht.“

Der Händler mußte sich fügen und der ans Urteilen und Schlichten gewöhnte Herr sorgte dafür, daß jeder der drei Parteien zu ihrem Rechte kam. Der Dolch war nicht von außerordentlichem Werte, darum hielt sich das Kaufsummlein in bescheidenen Grenzen.

Nun versorgte der Oberamtmann die Waffe in einer Tasche. „Ihr werdet froh sein“, so meinte er lachend zu Mädeli, „daß Ihr das Mordwerkzeug los seid.“

„O ja, wäger ja, wenn sich nur niemand mehr damit versündigen muß!“

„Da braucht Ihr nicht Kummer zu haben... Der Dolch hat ausgedient und wird künftig friedlich an einer Wand hängen und niemandem mehr ein Leides tun...; aber Fraucli, kaufst jetzt auch was Rechtes dafür, daß Ihr nicht etwa heute Abend noch Händel bekommt mit Euer Mann!“

Diese Mahnung war überflüssig, denn Mädeli hatte über die Verwendung längst verfügt. Hastig, denn es wollte auch den zweiten Handel noch in Gegenwart des Zutrauen erweckenden Schiedsrichters machen, wandte sich Mädeli an Dürig: „Kari sollte eine neue Sense haben... vielleicht könnten wir einen Tausch machen.“

Bei dieser Gelegenheit trat zutage, daß der Oberamtmann auch in landwirtschaftlichen Dingen bewandert war;

er prüfte die vorgelegten Blätter und gab sich nicht zufrieden, bis der Händler mit der besten Ware aufwartete. Schließlich erhielt die Räuberin noch einige Bäzen heraus.

Sie steckte das Geldlein vergnügt ein und blickte dankbar auf ihren Anwalt, den das Erlebnis nicht mehr bloß zu belustigen, sondern ernster zu beschäftigen schien. Davon zeugten seine Schlußworte:

„Ja, Meister Dürig. Ihr habt manche Waffe geschmiedet und seid als Büchsenmacher berühmt; jetzt haben wir's zusammen erlebt, daß aus einem Spieß eine Sichel geworden ist.“ —

„Eine Sense“, warf der Händler unterwürfig und doch etwas schnippisch ein.

„Sichel oder Sense! Das tut nichts zur Sache. Ich weiß wohl, warum ich Spieß und Sichel sage. Wenn Ihr's nicht wißt, Dürig, so fragt einmal einen Predikanten... Nun, Frau, ich hoffe, daß Euer Mann die Sense in Gesundheit brauchen kann und daß Euch das Erbteil des Soldaten Segen bringe.“

„Will's Gott“, sprach Mädeli, und wischte die Tränen der Nürzung ab, die aus den ehrlichen blauen Augen zu perlten begannen.

(Ende.)

## Sonnige Rast.

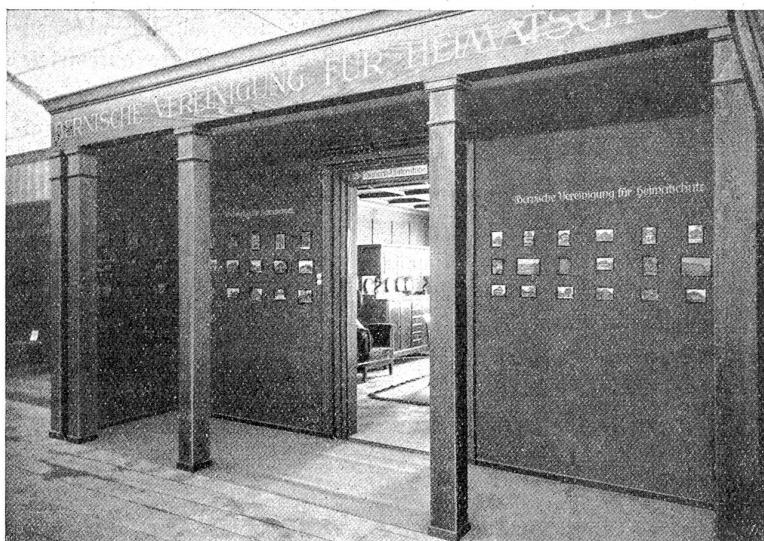
Drei Stunden sind die beiden Bergler gestiegen; dann setzen sie sich, lösen den Rucksack, lüften den Hut, wischen den Schweiß ab, schauen empor... Wärme Sonne. Klarblau. Über dem Berg ist der Himmel gesprengelt, Schäfchen. Ein Lüftchen kühlte die Glut der Wangen; an sattem, zwischen hingeworfenen Blöcken hervorsprühendem Grün weidet sich das Auge. Da blendet ein — ein Stein; der „wildere“ erhebt sich und holt ihn vom Rasenband. „Ein Strahl!“ Durchsichtig wie Glas ist der Kristall, in ausgeprägten Formen. Sorgsam birgt ihn die Tasche. In Gedanken malt sich sein Besitzer das sonnige Antlitz seines Kleinen, für den er bestimmt ist. Des andern Augen durchschweifen das Felsental, bis auch sie ihr seltsam Kleinod erspähen: „Sind das — du! Sie! Du, schau her, das sind doch Murm...“ Ja Murmeltiere und fliehen nicht. Zwei liegen sorgenlos im Sonnenschein, ein drittes steht und gloht und horcht. Kein Pfiff. Vier Meter weg. Dann tuschelt es den andern zu; die erheben sich langsam, erstaunt, begucken mit kindlicher Neugierde, als hätten sie dergleichen nie gesehn, die beiden Kraxler. Die lärmten ihnen zu. Zwei stumpfschnauzige Pelze watscheln vom Fels und grasen, purzeln und kugeln einander nach bis die Menschlein laut auflachen und mit Krummen nach ihnen werfen. „So zahn, daß keines flüchtet?“ „Nur jung und dummkopf.“ „Vielleicht, vielleicht auch nicht. Sie kennen keine Angst, das wäre etwas für uns.“

Langsam weiter bergan geht's, an Leib und Geist erfrischt, der Strahlegg zu, versunken in Gedanken an die sonnige Jugendzeit, in der das lähmende Gespenst der Gefahr dem Bewußtsein noch fremd war. Morgen das Finsteraarhorn, dann wieder „in die Strahlen“. — Die Narren aber halgten sich, legten und streckten sich abermals und boten sich den andern Strahlen....

Gottfried Reist.

## Die Bauern-Bisitenstube.

An der Kantonalen Gewerbe-Ausstellung 1924 in Burgdorf zeigt die Bernische Vereinigung für Heimatshut, neben gerahmten reizvollen Lichtbildern von Albert Stumpf in



Ausstellung von Photographien alter Bauten (Speicher und Landsitze) mit Eingang in die Bauern-Visitenstube an der Kantonale Gewerbeausstellung in Burgdorf. Phot. Bechstein, Burgdorf.

Bern, dem Verfasser des Speicherbuches\*), als neue Anregung für künftige ländliche Kultur eine Bauernstube mit vollständiger Ausstattung. Ihr Schöpfer in allen Einzelheiten ist Herr Architekt Ernst Häberli in Bern (Häberli & Enz), der die Entwürfe im Auftrage des Vorstandes, dem er selbst angehört, angefertigt hat.

Man wollte absichtlich nicht die bekannte und im Bernbiet glücklicherweise überall noch erhaltene Bauernstube weisen, in der sich Meisterleute und Gesinde auf den rings den Fensterreihen entlang laufenden Wandbänken während der Mahlzeiten traulich um den langen Ecktisch sammeln, mit ihrem breiten, mehrstufigen, niedrigen Ofen. Wer mit solchen Vorstellungen und Ansprüchen in diese „neumödische“ Stube tritt, geht in der Beurteilung unserer Absichten fehl.

Wichtiger und dringlicher schien es uns, gegen den übeln Geschmack vorzugehen, der seit Jahrzehnten eingerissen ist bei der Ausstattung der „guten Stube“, der Visitenstube, gerade in vielen hablichen Bauernhäusern.

Gedankenlose Nachahmung schlechter städtischer Vorbilder hat hier seit der „Gründerzeit“, d. h. seit etwa 1870, entsetzliche Sammlungen von Fremdkörpern in dem sonst mit Recht so stolzen und stattlichen Berner Bauernhaus entstehen lassen, und in unsern Nachbarkantonen wird es wohl ähnlich aussehen. Die gelegentlich in Dörfern prahlende „Bauernvilla“ hat leider auch in echten Bauernhäusern auf den „Bauernsalon“ abgefäßt und den eigenen bodenständigen Raum Sinn ertötet, oder ihn wenigstens gegenüber etwaigen städtischen Besuchern gelähmt, weil man ihnen beweisen zu müssen glaubte, daß es auch hier auf dem Lande im Besuchszimmer „gerade wie in der Stadt“ ausgehe. Schon der Raum selber ist übel: öde Schablonenmalerei an der Zimmerdecke, möglichst glarige, unruhige Tapeten, knallige, großgeblümte Bodenteppiche; dieser „Salon“ angefüllt mit schwachbeinigen „Renaissance“- oder sogenannten Rokoko-Möbeln, mit Fransen-Polstern von unmöglichen Farben, zerbrechlichen Wienerjesseln, Palmenständern in Birkenzweigimitation, pompösen Spiegeln in kupferfarbenen Holzrahmen im Jugendstil, übermäßig geschnitztem Buffet, Schweizerhaus-Laubwägereien im Souvenir-Stil, einem halbdurchend Tischchen aller Formen mit Nippssachen, Photographie-Album, geöffneten Riesenfächern und Ma-

kartsträußen; alles malerisch gruppiert. Die Polstermöbel, wenn niemand zu Besuch ist, sorglich mit weißen Überzügen geschont, so recht als Sinnbild für die Unwohnlichkeit dieses reinen Repräsentationsraumes, in dem sich die Hausbewohner selber gar nie aufhalten mögen.

Zwei Hauptursachen sind schuld an diesem unbefriedigenden Zustand.

Einmal die allmähliche Durchdringung der größeren Dörfer, auch der eigentlichen Bauerngemeinden, mit städtischen Elementen im Zeitalter der Eisenbahnen und des Uebergreifens von Industrie und Großhandel (Käse! Wein!). So erwachte immer mehr auch bei den, mit nichtbäuerlichen Erwerbsvertretern auf dem Land in häufige Berührung kommenden, vermögenden Großbauern der Trieb nach möglichster Nachahmung vermeintlicher „städtischer Kultur“, gerade auch bei der Ausstattung der „bessern“ Wohnräume.

Sodann wirkte dabei das Moment einer eigenständlichen Entwicklung des Möbelschreiner-Gewerbes auf dem Lande mit. Es ist gerade die verkehrte Welt: während die oft beruflich sehr tüchtigen Land-

schreiner immer mehr für Fabriken und städtische Möbelhändler billig arbeiten müssen, kaufen Bauerntöchter ihre Aussteuern mit Vorliebe in städtischen Warenhallen oder bestellen sie bei reisenden Agenten und fallen dabei häufig genug herein, weil man ihnen Ladenhüter oder schwächliche und übermäßig ornamentierte, auf den „Schein“ gearbeitete Möbel anhängt. Hier sollte wieder ein viel natürlicheres direktes Verhältnis zwischen Bauern und Landschreinern einsehen, die sich freilich dann vom „Katalog-Stil“ wieder freier machen und eigenes Können zeigen dürfen; und wer dennoch in der Stadt kaufen will, weil auch die guten Maschinen-Möbel empfehlenswert sind, wende sich an diejenigen vertrauenswürdigen Geschäfte, die den ländlichen Bestellern das für ihre besonderen Zwecke und Bedürfnisse Passende anraten und liefern können.

Der Hauptfeind auf diesem Gebiet war freilich die Stadt als Lieferantin schlechter Vorbilder.

So muß gerade die Stadt ihre Sünde wieder gutzumachen suchen. Die bernische Vereinigung für Heimatschutz möchte mit ihrer Visitenstube einen Vorschlag machen, wie man im Bauernhause einen freundlichen Raum schaffen kann, in den sich die Meisterleute auch in ihren Alltagskleidern hineinwagen. So würde der nur bei großen gesellschaftlichen Ansprüchen nötige und im einfachen bürgerlichen oder bäuerlichen Heim gänzlich überflüssige „Salon“



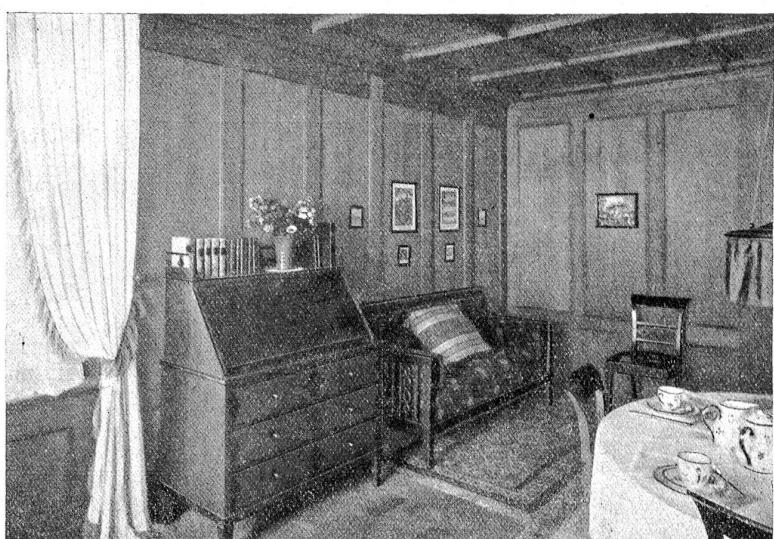
Blick gegen die Fenster.

\*) „Der bernische Speicher in 100 Bildern“, Polygraphisches Institut A.-G. Zürich.

wieder seine natürliche Bedeutung zurückgewinnen als gute Stube, in der man in Feierstunden selber weilt und in der man auch seinen Gästen Ehre antut, wenn man sie darin empfängt. Es soll damit ein Typus geschaffen, ein Beispiel vorgeschlagen werden, das an die gute Ueberlieferung anknüpft, neuzeitlichen Bedürfnissen entspricht und doch den echt ländlichen, heimeligen Ausdruck nicht verleugnet, wie er dem Berner Bauer auch in seiner persönlichen, äußeren, halbleinenen Erscheinung glücklicherweise noch nicht fremd geworden ist, selbst wenn er jetzt, neben Pferd und Wagen, auch ein Auto besitzt und seine Fluren nicht mehr mit dem Handpflug, sondern mit den neuesten landwirtschaftlichen Maschinen bestellt. — Das eigene ererbte Kulturgut an Mauern-Möbeln, namentlich aus dem 18. Jahrhundert, befindet sich ja längst nicht mehr im Hause; so muß der moderne Bauer sich wieder seine Räume schaffen und gestalten.

Zu den Einzelheiten hat der Architekt noch folgende Gedanken geäußert, um seine Absichten klarzulegen:

Das tannene Getäfer und die Möbel aus poliertem Kirschbaumholz wollen sich in Form und Material mit Bewußtsein der letzten guten Stilrichtung aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts anschließen, da diese Epoche uns im Geschmack und für das praktische Bedürfnis am nächsten liegt. Trotz Ueberwiegen der Konvention bildete der Entwerfende die Formen und Verhältnisse nach persönlichem Geschmack, unter Vermeidung von Willkürlichkeit. Auf gediegene Ausführung wurde alle Sorgfalt verwandt. Es gibt unendlich viele Variationen dieses gegebenen einzelnen Beispiels. Das Getäfer könnte auch in einem reinen Hellgrau mit Oelfarbe gestrichen werden. Da ein hoher Kachelofen besser heizt als ein niedriger Sandsteinofen, so wird ersterer vorgeschlagen. Das Kachelmateriale, wassergrün und weiß mit blauen Malereien, paßt auch sehr gut zum polierten Kirschbaumholz der Möbel. Mit der guten alten Sumiswalderuhr wollte man von der üblichen plumpen Kastenform abraten. Als Wandschmuck ist gediegener Bilderschmuck (Holzschnitte von Werner Engel in Thun) empfohlen, statt der an der Wand nicht zur Gestaltung kommenden Familienphotographien. Der Lampe aus Holz wurde ein einfarbiger Schirm gegeben. Als Bodenteppich unter dem Tisch könnte auch ein bunter Teppich verwendet werden, statt des einfarbigen großen Teppichs mit farbigem Bord. Tischteppich mit Lauterbrunner Klöppel-



Sopha-Ecke mit Schrägbureau.

Phot. Bechstein, Burgdorf.

spitze und Gedek (mit Streublumen bemaltes Porzellan) mögen für sich selber sprechen.

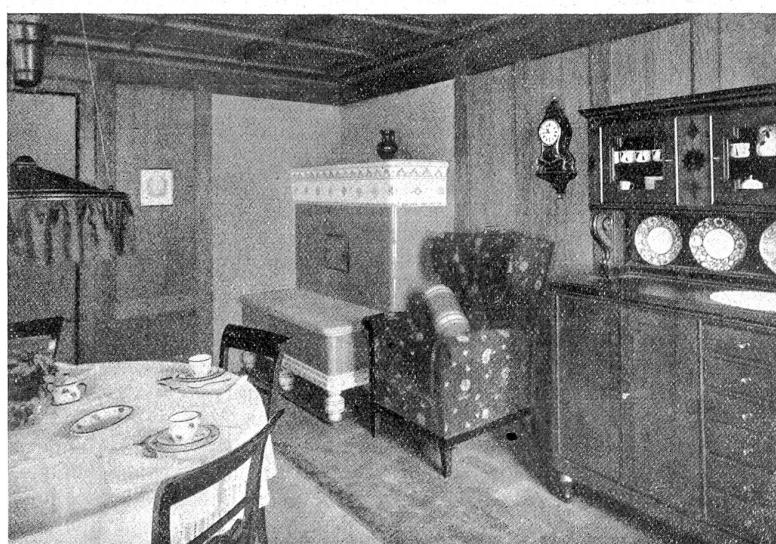
Es soll die Berner Vereinigung für Heimatschutz herzlich freuen, wenn die in der Ausstellung gegebene Anregung auf fruchtbaren Boden fällt und der Berner Bauer, der eine besondere Sonntags-Stube zu schaffen vermag, sich dabei auch auf seine eigenen Kulturbedürfnisse und seine Unabhängigkeit besinnt. Dass die Ausstellungsleitung die Anregung des Heimatschutzes würdigt, beweist die Zuerkennung der höchsten Auszeichnung, der goldenen Medaille für die Bauern-Visitenstube.

Ar ist Rollier im „Heimatschutz“.

## Das Zunfthaus zu Mezzgern in Thun.

In Thun bestanden vor den 60er Jahren fünf Zünfte: Oberherren, Schuhmachern, Mezzgern, Pfistern, Schmieden. Das Zunfthaus zu Oberherren an der Sinnebrücke ist heute noch mit einer Gedenktafel gekennzeichnet, das Wirthaus zur Schmiedstube neben der Kirchtreppe an der obern Hauptgasse fällt dem Besucher durch seine originellen Malereien auf, und ein sehr würdiges Aussehen hat diesen Sommer das Gasthaus zu Mezzgern bei der Renovation seiner Fassaden erhalten. Lebhaft und urig treten hier die rot angestrichenen Fassaden hervor, und die gegen den Rathausplatz orientierte Fassade ist mit sinnreichen Malereien geziert, die dem ehemaligen Zunfthaus das treffende Merkmal geben. Die Verzierungen unter dem Dach umrahmen die beiden Thuner-Wappen mit dem schwarzen und dem goldenen Stern, und die Mitte der behäbigen Hausfront schmückt in heraldischer Umrahmung eindrucksvoll das Zunftwappen mit dem großen goldenen Leu und den Berufszeichen der Mezzger. Als Inschrift sind neben den Jahrzahlen 1361—1866 die Namen der ersten Zunftmeister vorgenannt: Ruf von Buchholz, Johann von Schwarzenburg und der Name des letzten Obmannes: Gerichtspräsident Zrho.

Die Chronik berichtet: „1361, Dienstag vor St. Gertrud. Ruf von Buchholz und Johannes von Schwarzenburg, Zunftmeister zu Thun, Heinrich von Schwarzenburg, Ruf Scherer, Heinrich Scherer, Heinrich von Mülinen und das Handwerk gemeinlich der Mezzger zu Thun empfangen von dem Schultheißen, dem Rat und der Gemeinde zu Thun die Hoffstatt der Bintshallen vor der Kapelle gegen einen jährlichen, auf St. An-



Osecke mit Grossvaterstuhl, Uhr und Büffet.

Phot. Bechstein, Burgdorf.